

HOSPIZ VEREIN LEIPZIG

GEGRÜNDET 1993



**MIT LEIB UND SEELE
AMBULANTER HOSPIZDIENST**

RUNDBRIEF - SOMMER 2026

Liebe Leserin, lieber Leser,

im Plattdeutschen gibt es Worte, die sich nicht einfach mit einem hochdeutschen Wort übersetzen lassen. Sie verlieren dabei ihre poetische Kraft. Solch ein Wort, eines, das ich besonders gern habe, ist „middenmang“. Es bedeutet mehr als „mittendrin“, es steht auch für die Teilhabe an der Gemeinschaft, das Sich-gesehen-Fühlen, das Lebensgefühl, „middenmang“ zu sein.

Ich freue mich jeden Tag über meine Arbeit im ambulanten Hospizdienst und bin sehr dankbar, dass wir gemeinsam mit den ehrenamtlichen HospizbegleiterInnen, mit HausärztInnen, Schwestern und Pflegern an der Seite von Menschen sind, die sich uns anvertrauen, und wir ihr gelebtes Leben wertschätzen können; dass wir uns unsere Offenheit bewahren, ihnen mit Akzeptanz und Wärme begegnen, weil sich schmerzliche Erfahrungen eben nicht ‚einfach‘ annehmen lassen – dass wir auf diese Weise ein „Middenmang“ ermöglichen.

Im Februar hat der Landesverband für Hospizarbeit und Palliativmedizin in Sachsen e. V. im Neuen Rathaus die 3. Netzwerkkonferenz Hospizarbeit und Palliativversorgung organisiert. Thema war die „Palliative und hospizliche Versorgung von Menschen an besonderen Lebensorten“, wohnungslosen Menschen, die auf der Straße, in Abbruchhäusern und an anderen, wenig Schutz bietenden Orten leben. Sie finden einen ausführlichen Bericht in diesem Rundbrief.

In der Vorbereitung der Netzwerkkonferenz sprach ich mit einer Mitarbeiterin des Streetwork-Teams. In diesem Gespräch wurde mir bewusst, wie groß meine Angst, Hilflosigkeit, Unwissenheit und Beklommenheit

in der Begegnung mit obdachlosen Menschen ist. Mein Bild, mein Eindruck von ihnen entsteht meist schon im ersten Augenblick. Ich sehe sie fast täglich in der Fußgängerzone, vor dem Hauptbahnhof, auf dem Augustusplatz, und oft gehe ich an den Menschen vorbei, ratlos und auch befremdet. Wie fehlerhaft und ungerecht mein Bild von „dem Obdachlosen“ oft ist, erfahre ich meistens gar nicht. In so einer großen Stadt wie Leipzig ist dieser Mensch „einer von vielen“ und ich weiß nicht, was er wirklich benötigt oder welche Geschichte er zu erzählen hat.

In der Netzwerkkonferenz habe ich wertvolle Impulse erfahren und die Ermutigung, miteinander um die nächsten Schritte zu ringen, um die Wertschätzung füreinander; damit wir neugierig bleiben, über unsere sozialen Grenzen hinweg das Gespräch führen, gemeinsam Lösungen finden. Denn wir wissen aus so vielen Begegnungen mit schwer erkrankten und sterbenden Menschen, dass es Zumutungen im Leben gibt, die für den Einzelnen kaum tragbar sind und eine Überforderung bedeuten. Sich in solch einer Situation „middenmang“ fühlen zu können, dafür bedarf es unserer Wertschätzung. Dieses Gefühl stellt sich nicht „einfach so“ ein, es hängt auch sehr davon ab, wie wir auf den Menschen schauen. Wir dürfen Halt geben, auch wohnungslosen Menschen, und gemeinsam einen Weg finden. Das bedarf unserer schöpferischen Kraft, unserer Kreativität, des Vertrauens und der Zugewandtheit.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen alles Liebe und gute Anregungen beim Lesen dieses Rundbriefes.

Ihre Angela Helmers





„Wo Sterben Raum braucht – Herausforderungen der Hospizarbeit und Palliativversorgung an besonderen Betreuungsorten“

Regionale Perspektiven auf Teilhabe, Versorgung und Begleitung in existenziellen Krisen – Vorstellung regionaler Unterstützungsangebote

Anfang Februar lud der Landesverband für Hospizarbeit und Palliativmedizin Sachsen zur 3. Netzwerkkonferenz für unsere Region ins Neue Rathaus Leipzig ein. Das gewählte Thema zog mehr als 100 Teilnehmer aus Leipzig und Umgebung an. Um es vorweg zu nehmen: Es war, bei aller Freude über das Wiedersehen und den Austausch mit vertrauten Kollegen: kein Nachmittag in der Komfortzone. Die Beiträge führten uns in Lebens- und Arbeitsbereiche, die vielen von uns lediglich aus Berichten und aus der Ferne bekannt sind. Wir erfuhren von Beratungs- und Unterstützungsangeboten für Menschen, die oft „unter dem Radar“ leben, am sogenannten Rand der Gesellschaft, vielleicht mitunter sichtbar in unseren Städten, aber dennoch eher wenig beachtet. Dass sie keine Randerscheinung sind, zeigt die Zahl von mehr als 1000 Patientenkontakten im Jahr 2025, die von CABL e.V./ UVO Leipzig mit dem Medibus verzeichnet wurden. CABL e.V. und das eingeschlossene Projekt UVO bieten Sozialberatung und medizinische Versorgung für Menschen, die keinen Zugang zum regulären Gesundheitssystem haben. In Übernachtungshäusern und Tagestreffs für wohnungs- und obdachlose Menschen werden von ehrenamtlich tätigen Medizinerinnen regelmäßig Sprechstunden angeboten. Zusätzlich fährt der Medibus bestimmte Orte im Stadtgebiet an, wo eine niedrigschwellig angesetzte Beratung und Behandlung durch medizinisches Personal möglich ist. Durch die Kooperation mit Streetworkern, Suchthilfe und sozialpsychiatrischem Dienst sind ebenfalls Ansprechpartner aus diesen Bereichen am Bus, um entsprechende Unterstützung zu leisten.

Menschen, die von Obdachlosigkeit oder Wohnungslosigkeit betroffen sind, suchen selten Beratungsstellen auf. Deshalb sind Sozialarbeiter, beispielsweise wiederum vom Suchtzentrum Leipzig, unterwegs an den Orten, wo sich diese Menschen aufhalten, wo sie versuchen, ihr Leben zu gestalten. Wir erfuhren, wie vorsichtig, sorgsam Vertrauen aufbauend und oft über Monate hinweg sehr niederschwellige Angebote vermittelt werden. Und weil die „Zweibeiner“ häufig vierbeinige Freunde dabei haben, können die Streetworker auch für diese eine notwendige Behandlung vermitteln: Im Verein „Bunter Hund e.V.“ engagieren sich Tierärzte, deren Fachangestellte und Studenten der Veterinärmedizin, um bedürftigen Personen die Grundversorgung ihrer tierischen Begleiter anzubieten.

Eine wichtige Anlaufstelle nicht nur für gestrandete oder hilfebedürftige Reisende ist die Bahnhofsmision am Hauptbahnhof. Die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter verstehen sich auch als Helfer für Menschen in physischen und psychischen Notsituationen.

Sie bieten (warme) Getränke und kleine Speisen, öffnen den Fundus mit Kleidungsstücken oder sind Zuhörer und Tröster, vermitteln auf Wunsch weiterführende Hilfen.



Mit dem Wohnprojekt „Domizil“ hält das Suchtzentrum Leipzig ein Angebot zur stationären Begleitung nichtabstinenter, chronisch mehrfach beeinträchtigter abhängigkeitskranker Männer vor. Sie finden dort einen würdigen Rahmen zum Wohnen mit dem Ziel des möglichst gesunden Überlebens. Die Klienten können Unterstützung bei Behördenangelegenheiten, Freizeitgestaltung und Tagesstrukturierung oder auch bei der Kontaktaufnahme zu Familie und Freunden erhalten.

Wenn Menschen in ohnehin schon prekären Situationen zusätzlich schwer erkranken, stellt das sie selbst, aber auch Behandler und Betreuer vor besondere Herausforderungen. An einem Patientenbeispiel, welches der Leiter des Leipziger Tagestreffs „Oase“ vortrug, wurde dies deutlich. Dabei ging es auch um unterschiedliche Wahrnehmungen, Erwartungen und leistbare Unterstützung seitens der Begleiter in der Beratungsstelle einerseits und der behandelnden Ärzte in der Klinik andererseits.

Schließlich es um ein Thema, das derzeit oft aufgegriffen und kontrovers diskutiert wird: der freiwillige Verzicht auf Nahrung und Flüssigkeit mit dem Ziel, das eigene Leben zu beenden. Der Referent schilderte die Begleitung eines Patienten mit schwerer psychischer Erkrankung. Diese sehr spezielle, sich stetig verändernde Situation verlangte dem Stationsteam, dem Umfeld des Patienten und ihm selbst ein hohes Maß an Geduld, Toleranz und Kompromissfähigkeit, an Kommunikation, Fachwissen und Leidensfähigkeit ab. Letztlich wurde der Versuch seitens des Patienten abgebrochen, er entschied sich für die erneute Nahrungsaufnahme und konnte entlassen werden.

In der Netzwerkkonferenz wurden viele Unterstützungsangebote für Menschen in besonderen Lebenssituationen vorgestellt. Ich hatte am Ende das Gefühl, dass wir

in den Hospizen, auf den Palliativstationen, in ambulanten Hospizdiensten und SAPV-Teams in einem wirklich komfortablen Umfeld arbeiten. Wir erfuhren aus den Erzählungen der Sozialarbeiter, Streetworker oder der ehrenamtlich tätigen Ärzte und Pflegekräfte vom Kranksein, vom Altwerden und Sterben quasi auf der Straße. Wir hörten von den unterschiedlichsten Schwierigkeiten, wirksame Hilfen vermitteln zu können. Dies liegt nicht nur „am System“, also den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Menschen entscheiden auch selbst ganz bewusst, sich nicht ins sichere Krankenhaus, Heim oder Hospiz zu begeben, weil sie eben aus den verschiedensten Gründen einen anderen Lebensansatz gewählt haben. Begleitung und praktische Unterstützung muss demnach am Lebensort dieser Menschen wirken. Sie brauchen Toleranz, Respekt, ehrliche Zuwendung und die immer wieder absichtslos ausgestreckte Hand, um sich entscheiden zu können.

Und die Begleiter, die auf der Straße und die im „sicheren Hafen“ der palliativen und hospizlichen Einrichtungen, sollten einander kennen, sich vernetzen und in ihrer Arbeit wertschätzen. So kann es gelingen, ein breites, ganz individuelles Angebot an Unterstützungsmöglichkeiten für Menschen in Krankheit und am Ende des Lebens zu schaffen.

Kerstin de Schultz



Medibus von CABL e.V. am Hauptbahnhof Leipzig



Seit 2003 war Herr L. Mitglied im Hospiz Verein Leipzig e.V. und seitdem gehörte er zu den treuesten Besuchern unserer Offenen Abende, der Mitgliederversammlungen und anderer Veranstaltungen. Besonders wenn es um medizinische Themen ging, meldete er sich gerne mit Wortbeiträgen und Fragen, aber ebenso interessierten ihn die Abende, an denen über Themen der Bildenden Kunst gesprochen wurde und immer freute er sich über die vielfältigen musikalischen Beiträge im Rahmen der Veranstaltungen. Und – nicht zu vergessen – wenn es auch noch Schnittchen und Leckereien gab zum Abschluss, dann griff er gerne und unbefangen zu. Mir erklärte er einmal, dass er auf diese Weise sich die Zubereitung eines Abendessens zu Hause doch ersparen könne. Denn ein großer Koch war er gewiss nicht. Kartoffeln mit Quark waren, glaube ich, das einzige Gericht, das er sich unter Umständen zubereitete.

Sehr gerne fuhr er von seiner Wohnung in Liebertwolkwitz mit dem Rad oder Bus in den Pösnapark zu einem ganz bestimmten Bäcker, um dort zu frühstücken. Und das Mittagessen nahm er meist im nahe gelegenen Seniorenheim ein. Seine winzige 1-Raum Wohnung war extrem spartanisch und einfach eingerichtet; ein Stuhl, ein kleiner Küchentisch, ein Möbel für Bücher

und die notwendigen Papiere, ein winziger Herd und Kühlschrank, eine Pinnwand für alle Termine, ein alter sehr einfacher Sessel und eine Schlafstelle, die man kaum Bett nennen konnte und die eher an ein Feldbett erinnerte. Aber hartnäckig wehrte er alle Vorschläge ab, sich doch wenigstens ein „richtiges“ Bett mit Matratze und Bettdecke zuzulegen.

Im Juli 2024 fragte mich Angela Helmers, ob ich wohl Zeit hätte, Herrn L. zur OP ins Elisabeth-Krankenhaus zu fahren. Ich sagte zu, sprach mich telefonisch mit Herrn L. ab, holte ihn am nächsten Morgen aus Liebertwolkwitz ab und brachte ihn ins Krankenhaus. In den Tagen, die er auf der ITS verbringen musste, wollte er keinen Besuch, aber dann besuchte ich ihn so oft ich es ermöglichen konnte und dazwischen rief er mich auch fast täglich an. Zunächst war er buchstäblich ans Bett gefesselt durch vielerlei „Schläuche“ und natürlich auch die Nachwirkungen der großen Bauch-OP. Unter dem Eindruck dieses Eingriffes konnte er sich kaum vorstellen je wieder auf die Beine zu kommen und wollte aber genau das unbedingt! Doch dann erholte er sich bilderbuchmäßig rasch – ihm selber ging es allerdings nicht schnell genug - und noch im Flatterhemd wagte er mit mir erste Schritte auf dem Krankenhausflur.

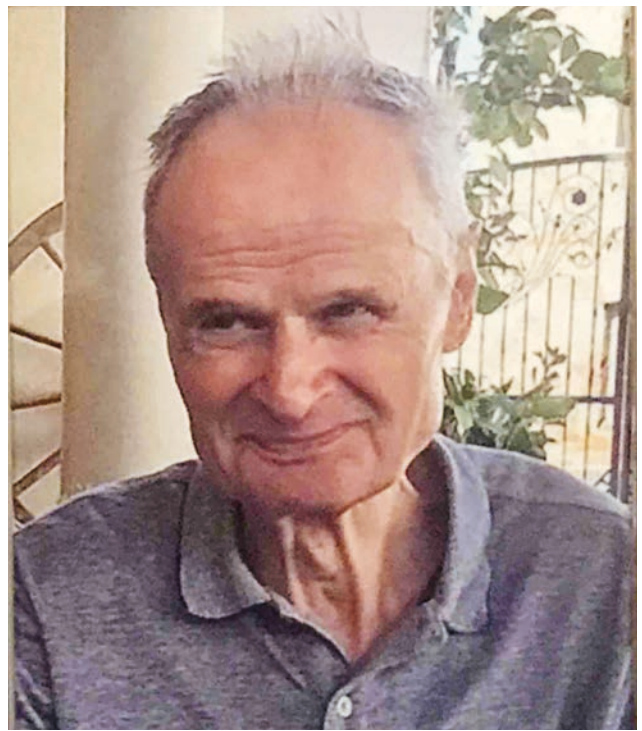
Nach der Entlassung aus der Klinik begleitete ich ihn zum ersten Mal zu seiner Onkologin. Dort entschied er sich nach ausführlicher Beratung mit mir gegen eine nach solcher Erkrankung übliche Chemotherapie. Eine möglichst gute Lebensqualität für die Zeit, die noch bleibt – das wurde zum Leitspruch aller Entscheidungen, die Herr L. in der Folgezeit traf. Denn er war jetzt 83 Jahre alt und wenige Wochen nach der OP wieder ziemlich fit.

Bald konnte er wieder Fahrrad fahren, spazieren gehen, seinen Sport machen und auch das Essen schmeckte. Immer, wenn wir uns trafen, war sein Kommentar: „Wenn es nach den Büchern und der Statistik ginge, dürfte ich schon gar nicht mehr hier sein!“ Gerne ließ er sich von mir helfen, wenn es darum ging z.B. einen Untersuchungs- oder Arzttermin zu vereinbaren oder einen Behördenbrief zu verfassen, da ich solche Dinge für ihn bei mir am Computer erledigte. Und Herr L. konnte sich so die Mühen telefonischer oder persönlicher Kontaktaufnahmen ersparen. Denn er

hatte – neben dem Festnetztelefon – ein altes Handy, mit dem er lediglich telefonieren konnte. Er lebte offline und erledigte alles bevorzugt vor Ort oder zur Not auch am Telefon.

Immer häufiger schaute er auch mit und ohne konkreten Anlass im Hospiz Verein vorbei und konnte sich dort menschliche Wärme, Zuwendung und Interesse abholen. Mit Kerstin de Schulz zusammen erledigte er sehr viel Behördenkram, denn davor graute ihm. Diese Zusammenarbeit war schon Jahre zuvor eingeübt worden, als er nach einem Verkehrsunfall einiges an Unterstützung brauchte und diese im Verein auch bekam. Jetzt kam er aber auch, um über die Ergebnisse von Arztbesuchen zu berichten, Befunde abzugeben und vor allem wohl auch, sich ein bisschen verwöhnen zu lassen mit Tee und Keksen und sich auszuruhen auf dem Weg nachhause. Denn Herr L. lebte ja alleine, hatte keine Angehörigen außer dem weit entfernt wohnenden Bruder und dessen Familie. Er hatte ein berührendes Urvertrauen zum Verein, den Koordinatorinnen und mir als Ehrenamtlicher und der Ort und die Menschen in der Kommandant-Prendel-Allee wurden wie sein Wohnzimmer.

Im Mai 2025 konnte er endlich zur Reha fahren. Schon Monate zuvor beschäftigte ihn diese Reise, die praktischen Fragen des Hinkommens, des Gepäcks und schlicht auch eine ungeheure Vorfreude darauf. Ich weiß nicht genau, ob Herr L. in seinem langen Leben jemals eine Urlaubsreise gemacht hat. Als ich einmal vorsichtig nachfragte, blieb die Antwort unklar. Vier Wochen konnte er in Bad Schandau verbringen, rief mich auch mehrfach an. Und dieser Kuraufenthalt blieb mit all seinen Details eine lebhafte Quelle der freudigen Erinnerung. Ich glaube, er war dort der Vorzeigepatient und Liebling aller dort Tätigen. Ich habe Herrn L. etwa vier mal in seiner Wohnung besucht. Und das nur in der allerersten Zeit nach der OP. Da benötigte er sehr konkrete Unterstützung. Das letzte Mal war das, um ihm bei der Begutachtung für die Erlangung der Pflegestufe zur Seite zu stehen. Aber er zeigte mir auch den kleinen Vorgarten, den er liebevoll betreute. Als gelernter Gärtner lag ihm dies sehr am Herzen und schon im Krankenhaus nach der OP machte er sich große Sorgen darum, ob denn jemand die Blumen gießen würde. Als er dann ein Jahr später zur Kur fuhr, war das kein Thema mehr - auf irgendeine Weise hatte er sich bereits von diesen selbstgestellten Alltags-sorgen und Aufgaben gelöst.



Mich fragte er immer nach meinem Ergehen, besichtigte mein Fahrrad, als wir uns zu einer Veranstaltung im Verein trafen, begutachtete die Beleuchtung und noch auf der Palliativstation erkundigte er sich besorgt, ob meine Handschuhe auch warm genug wären fürs Rad fahren. An vielen Nachmittagen besuchte er seinen noch älteren und wie er mir immer wieder erzählte, viel kränkeren Freund, der eine Etage unter ihm wohnte. Es wurde Kaffee getrunken, Kuchen gegessen, Fernsehen geschaut und erzählt.

Anfang Dezember 2025, es ging Herrn L. schon nicht mehr besonders gut, kam ein telefonischer Hilferuf seines Freundes, dem es plötzlich sehr schlecht ging, so dass er nicht mehr aufstehen konnte und deshalb dringend Hilfe benötigte. Tatkräftig besorgte Herr L. zunächst einen Ersatzschlüssel vom Hausmeister, damit die Wohnung nicht aufgebrochen werden musste. Dann rief er den Notarzt. Er konnte seinen Freund noch zweimal im Krankenhaus besuchen, bevor dieser für alle doch überraschend starb. Ich hatte den Eindruck, dass er sich von diesem Erlebnis, der Aufregung, der Sorge um den Freund, der Trauer über seinen Tod und Fragen wie „...habe ich alles richtig gemacht, hätte ich mehr, anderes tun können und müssen? ...“ nicht mehr erholt hat.

Aber er war wohl auch am Ende seines Lebens angekommen. Zwei Tage vor Silvester 2025 in der Frühe rief er mich in höchster Not an und ich bestellte für ihn einen Rettungswagen, der ihn ins Elisabeth-

Krankenhaus auf die Palliativstation brachte. Zum Glück konnte ich ihn dort trotz Schnee und Eis und Kälte jeden Tag besuchen.

Noch in seinen letzten Tagen war es für ihn eine Sorge, die verschiedenen Arzttermine abzusagen und auch „seinem“ Taxifahrer, der schon bestellt war. Als er schon sehr schwach war, nahm ich einen eingehenden Anruf auf seinem Handy an. Der Anrufer war ein guter Bekannter, der sehr besorgt war und betroffen und mir erzählte, dass Herr Liebach schon seiner Mutter den Garten gemacht habe und ihm selber unschätzbar geholfen habe in einer sehr schwierigen Phase seines Lebens. Und er fragte, ob er Helmut sprechen könne. Herr L., schon zu schwach zum Sprechen, ließ sich den Hörer ans Ohr halten und freute sich sichtlich über die Dankesworte, die ihm der Freund noch sagen wollte.

Am 31. Dezember freuten wir uns gemeinsam, dass er nun nicht mehr befürchten musste wie in seiner Wohnung vom Silvesterkrach belästigt zu werden, denn

das war ihm ein Graus! Und bei geöffnetem Fenster beobachteten wir die fallenden Schneeflocken und die herumhüpfenden Spatzen.

Am 4. Januar 2026 ist er gestorben. Er sah im Tod nicht anders aus als im Leben – freundlich und friedlich. Zur Trauerfeier und Urnenbeisetzung auf dem schönen Friedhof in Markkleeberg waren sein hochbetagter Bruder, seine Nichte und deren Ehemann angereist. Und außerdem nahmen Gundel Bercker, ich und der Herr vom Bestattungsinstitut Abschied von Helmut L.. Nach der kleinen Feier mit dem von Helmut L. gewünschten Ave Maria und einer Ansprache und einem sehr persönlichen Gebet der Nichte gingen wir im Schneegestöber zum anonymen Urnengräberfeld. So hatte Helmut L. es schon vor Jahren bestimmt und mit dem Bestatter vereinbart und festgelegt.

Ich bin sehr dankbar, dass ich Helmut L. begleiten durfte.

*Bettina Jacobi,
ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit 2004*

Café Helga im Advent

Im Rahmen des Offenen Adventskalenders Stötteritz öffneten wir unsere Tür am 2. Dezember. Und es kamen viele: Nachbarn, Mütter und Väter mit ihren Kindern, Menschen, die uns schon lange aus der Ferne betrachtet hatten. Ansgar König begleitete unser Singen mit der Gitarre, Kaffee und Gebäck dufteten um die Wette. Und in seiner Ecke saß Herr L. bei Tee und Kuchen

und genoss den Trubel und die herumwuselnden Kinder. Es war seine letzte Veranstaltung bei uns.

Auch in diesem Jahr wird es wieder eine solche Möglichkeit uns kennen zu lernen geben. Den Termin finden Sie auf unserer Homepage oder rufen Sie uns im November an!



Foto: Helga Advent



Im Juli 2024 rief Gundel an und fragte, ob ich mir eine neue Begleitung vorstellen kann. In der Anfrage stand: Frau J. ist 84 Jahre alt, sehr krank durch mehrere Krebsleiden, hat stärker werdende Luftnot und Rückenschmerzen und ihre Kinder wohnen in Berlin und Brandenburg. Sie ist offen für eine Begleitung und wirkt zurückhaltend gespannt darauf. Die Angaben zu Frau J. machten mich neugierig und die Erwartungen an mich – zu Besuch sein, Zerstreuung bieten, beim Einkaufen und Rausgehen unterstützen – schienen gut machbar. Ich rief sie an und wir verabredeten einen ersten Kennenlernertermin. Mit einem sommerlichen, wie selbst gepflückt aussehenden Blumenstrauß und ein wenig Herzklopfen klingelte ich bei ihr. Als mir Frau J. die Tür öffnete, schaute sie mich sehr wach und freundlich an und bat mich herein. Das Vertrauen und die Offenheit, mit der sie mich hereinbat, hat mich beeindruckt. Unsere erste Begegnung verlief leichtfüßig, Frau J. erzählte mir viel aus ihrem Leben, wie eigentlich bei all unseren Begegnungen, und ich hörte ihr sehr gern zu. Auf die Frage, ob ich wiederkommen darf, sagte sie „Ja“. Wir verabredeten einen weiteren Termin. Unser Rhythmus wurde recht schnell sehr regelmäßig, wir sahen uns alle zwei Wochen und in der Woche dazwischen telefonierten wir miteinander. In der ersten Zeit sind wir bei unseren Treffen spazieren gegangen, dabei sammelte Frau J. auch Blumen am Wegesrand. Über meine Unterstützung beim Einkauf im nahen

Edeka hat sich Frau J. ebenfalls gefreut. Oft saßen wir auch nur in ihrer Stube und redeten. Unsere Gespräche drehten sich um ihre Erinnerungen an früher, ihre Kindheit in Schlesien, die Vertreibung und ihr Ankommen und Leben in Wurzen und Leipzig. Frau J. hat seit der Wende allein gelebt, war aber in einem großen Familien- und Freundeskreis eingebunden. Sie ist viel gereist und gewandert und hat sich daran gern erinnert, ohne Zorn, dass das jetzt nicht mehr geht. Frau J. war katholisch, für mich eine fremde Welt, die mich aber sehr interessierte. Im Mai 2025 habe ich sie zu einem Dankgottesdienst für einen verstorbenen Wanderfreund in die Propsteikirche begleitet. Es war ihr sehr wichtig teilzunehmen und wir haben den Weg gemeinsam mit der Straßenbahn geschafft.

Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich schleichend. Ein Vorstoß ihrer Kinder bereits Ende 2024 Frau J. zu einem Umzug in ihre Nähe zu bewegen, wehrte sie vehement ab. Sie wollte nicht weg aus Leipzig, liebte ihre sonnendurchflutete Loggia und war überzeugt, dass sie sowas in Brandenburg/ Berlin nicht finden wird. Außerdem war Frau J. der Meinung, sie schafft ihren Alltag allein und erwartete auch keine ständigen Besuche ihrer Familie. 2024 und 2025 musste sie den Tod ihres Mannes, von dem sie seit über 30 Jahren getrennt gelebt hat, und ihrer geliebten Schwester verkraften.

Frau J. wurde schwächer, ihre Schmerzen stärker, es war ein weiterer stationärer Aufenthalt notwendig, ein kleiner Schlaganfall konnte nicht ausgeschlossen werden. Frau J. nahm an einer ambulanten Reha Maßnahme teil, in dessen Ergebnis sie wieder ein wenig besser laufen konnte. Außerdem nutzte sie für draußen einen Rollator. Dann kam ihr Krebs mit sehr starken Beschwerden zurück, Frau J. lehnte sowohl die systemische Therapie als auch eine Bestrahlung ab. Ein ambulantes Palliativteam wurde eingeschaltet, die Schmerzen waren nun aber ständiger Begleiter ihres Alltags. Die Kinder machten sich nun noch mehr Sorgen und die Tochter von Frau J. nahm sich frei, um in Ruhe mit ihrer Mutter den Umzug in ein Hospiz in der Nähe von Berlin zu besprechen. Es war für Frau J. ein sehr großer Schritt, diesem Umzug zuzustimmen. Als ich mich im Dezember 2025 von ihr verabschiedete, hatte sie nur den Wunsch, noch vor dem Umzug, der drei Tage später stattfinden sollte, zu sterben. Dieser Wunsch wurde ihr nicht erfüllt, sie lebte noch vier Wochen im Hospiz, wo sie am 18.1.2026 im Kreis ihrer Kinder verstorben ist. Sie ging auch diesen Weg nicht leicht. Die Tochter von Frau J. war sehr dankbar für die letzte gemeinsame Zeit.

Auch ich blicke sehr dankbar auf diese Begleitung zurück, dankbar für das Vertrauen und die Offenheit, mit der wir gesprochen haben, dankbar für die Einblicke in mir bisher nicht vertraute Dinge und dankbar für die Erfahrung dieser Begleitung. Ich habe eine sehr starke und selbstbestimmte Frau J. kennengelernt, die sehr krank aber zunächst noch nicht sterbend war. Zum Abschied von Frau J. hat die Familie zusammen mit dem Pfarrer ihrer Gemeinde in Leipzig ein Requiem veranstaltet, an dem ich teilnehmen durfte. Die Tochter von Frau J. hat zu diesem Anlass und als Dank an den Hospizverein eine Spendensammlung initiiert. Was für eine tolle Wertschätzung!

Die vielen kleinen Dekoartikel aus der Wohnung von Frau J. standen auf den Tischen und man durfte sich etwas mitnehmen. Ich habe mich für einen Elefanten aus Holz entschieden, der mich nun immer an Frau J. und unsere gemeinsame Zeit erinnern wird.

Katrin Hofbauer, ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit 2023





Als mein Handy klingelte und ich auf dem Display Hospizverein las, schlug mein Herz schneller. Ich hatte vier Monate zuvor meine Schulung zur Hospizbegleiterin beendet, und seitdem war ich in Bereitschaft, eine Begleitung zu übernehmen. Angela Helmers schilderte mir am Telefon die Situation eines jungen Mannes von 41 Jahren: Hirnsklerose mit ausgeprägter geistiger und statomotorischer Retardierung, Epilepsie, Nierenzell-Karzinom und diverse weitere Diagnosen. Paul war also von Geburt an geistig und körperlich stark eingeschränkt und konnte nicht reden. Er lebt bei den Eltern, die ihn rund um die Uhr versorgen. Die Eltern wünschen sich Zeit miteinander für einen Spaziergang oder gemeinsame Zeit im Garten. Ob ich mir eine Begleitung vorstellen könnte? Mit behinderten Menschen hatte ich bisher kaum Kontakt, sagte aber spontan zu. Meine Gedanken dabei waren: was ich nicht weiß, kann ich lernen und man wächst an seinen Erfahrungen. Dass die folgenden 6 Monate eine große Bereicherung in meinem Leben werden sollten, konnte ich zu dem Zeitpunkt nicht erahnen.

Nach einem kurzen Telefonat mit der Mutter von Paul verabredeten wir uns für ein erstes Kennenlernen. Ein paar Tage später betrat ich die gemütliche Wohnung. Frau R., die Mutter von Paul, begrüßte mich sehr herzlich.

Ich spürte sofort eine angenehme und fröhliche Atmosphäre. Sie führte mich in ein liebevoll eingerichtetes Wohnzimmer mit einem reich bepflanzten Balkon und einem herrlichen Blick über den Silbersee. Auf dem Sofa lag Paul, zugedeckt und tief schlafend. Sie berichtete mir über die vergangene Zeit mit Paul und dass er sich gerade in einem schwierigen Zustand befindet. Man wisse nicht, wie es weitergeht. Wir verabredeten, dass ich immer dienstags am Vormittag für 2 Stunden kommen würde.

Als ich das erste Mal allein neben Paul auf dem Sofa sitze, bin ich etwas aufgeregt. Die Eltern nutzen die Zeit, in der ich da bin, für einen gemeinsamen Gartenbesuch. Er schläft. Bisher habe ich ihn noch nicht wach erlebt. Was wird auf mich zukommen? Verstehe ich, was er braucht? Kann ich seine Bedürfnisse erkennen? Schließlich kann er sich nicht äußern. Seine Mutti hat mich gut instruiert und mir Videos gezeigt. Soweit die Theorie... Ich gehe leise durch den Flur. Ich möchte ihn nicht aufwecken. Unzählige Fotos aus vergangenen Zeiten hängen an den Wänden. Eine glückliche, lebensfrohe Familie. Die aufgeweckten Kinder (es gibt noch 2 jüngere Schwestern) toben und lachen. Immer dabei: Paul, schwer behindert. Ich war verblüfft. So viel Freude... Ist es nicht

eine große Herausforderung, solch eine Lebensaufgabe, die Pflege eines beeinträchtigten Menschen, zu übernehmen? Aber ich spürte keinerlei Frust oder Bedauern, nur pure Lebensfreude und eine warme Atmosphäre, auf den Bildern und auch im Kontakt mit der Familie. Dieser Eindruck soll sich auch über die gesamte Zeit der Begleitung halten. Ich dachte bei mir: So sieht echte Annahme aus. Kein Hadern mit der Situation. Es heißt: „Was man nicht ändern kann, sollte man annehmen und das Beste daraus machen.“ Hier erlebe ich genau das.

Zurück zu dem ersten Dienstagvormittag: Irgendwann wachte Paul auf, schaute sich um, sah mich aber kaum an. Da er anfang zu wimmern, half ich ihm, seine Position zu verändern. Es klappte. Er griff nach meinem Arm, was laut der Eltern bedeutete, dass er Durst hat. Ich gab ihm etwas zu Trinken und stellte eine Schüssel mit Snacks neben seine Hand. Er aß und ich erzählte ein bisschen über das Wetter und die Vögel, die draußen zwitscherten. Schließlich kam ich auf die Idee, ein Kinderlied zu singen, da er Musik wohl mochte. Ich weiß nicht, wie viel er davon registrierte, aber er wirkte ruhig und entspannt. Und schon war die Zeit um und ich hatte ein gutes Gefühl. Der Schlüssel ist einfach, sich einzulassen und zu vertrauen. Vertrauen in meine Fähigkeiten und in den Moment, denn wie C.G. Jung schon sagte: „Der gegenwärtige Moment ist immer händelbar.“

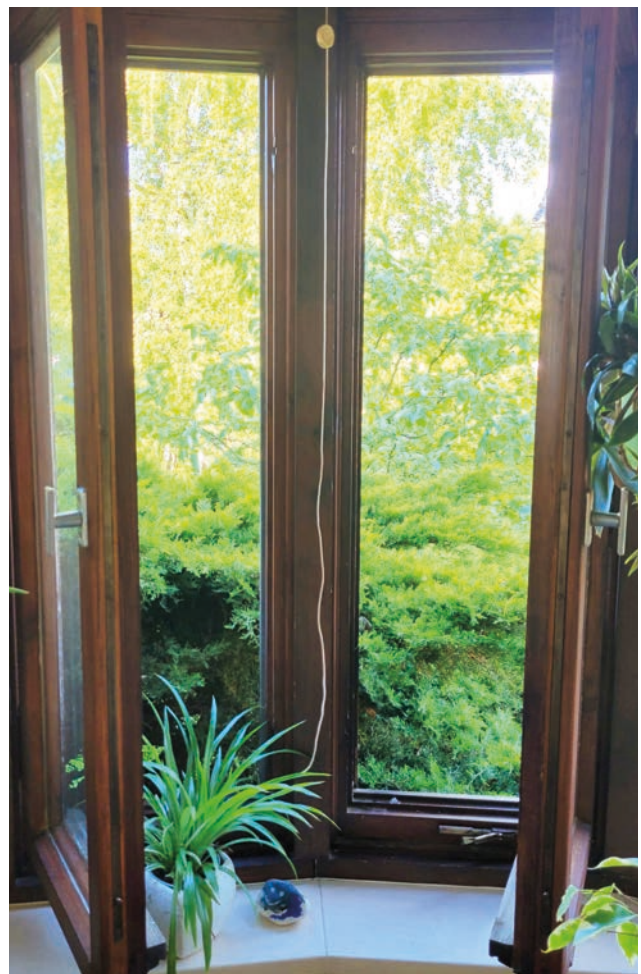
Ich freute mich auf die Dienstage. Sie waren das komplette Gegenteil zu meinem sonstigen turbulenten Familien- und Arbeitsalltag im Kindergarten. Ich hatte Zeit zu reflektieren und mich in der stillen Gegenwart von Paul auf den Moment und seine Bedürfnisse zu besinnen. Ich beobachtete und hatte das Gefühl, ihn immer besser kennenzulernen. Ich war einfach da und fühlte mich angenommen. Viele Dinge wurden mir in dieser Zeit bewusst: Wie dankbar ich war, dass ich ein selbstbestimmtes Leben führen kann, dass ich hingehen kann, wohin ich möchte, essen kann, was ich will und weitestgehend schmerzfrei und gesund bin. Wie wichtig und angenehm ein gemütliches Zuhause ist und die Liebe der Familie. Im Alltag gehen diese Themen bei mir doch schnell unter.

Im Laufe der kommenden Wochen und Monate wurde Paul immer wacher und schlief seltener, wenn ich da war. Sein Zustand stabilisierte sich. Es ging Schritt für

Schritt, aber auch mit Auf und Ab, zurück ins Leben. Irgendwann war sogar ein vierwöchiger Urlaub an der Ostsee möglich und mit ihm weitere Erholung. So stellte sich mir die Frage, ob und wie lange unter dieser positiven Entwicklung eine Begleitung durch den Hospizverein noch möglich war. Nach Rücksprache mit den Koordinatorinnen (die mir kein zeitliches Limit setzten) und der Familie entschieden wir, dass die Begleitung so lange fortgesetzt wird, bis Paul wieder täglich ein paar Stunden in die Betreuung einer Werkstatt gehen kann. Dies fühlte sich für uns alle richtig an. Gesagt, getan. Jetzt besucht Paul wieder die Werkstatt und der gesundheitliche Zustand ist soweit stabil.

Ein halbes Jahr durfte ich ein kleiner Teil der Familie sein. Dafür und für das mir entgegengebrachte Vertrauen bin ich sehr dankbar. Ich habe in der Zeit viel gelernt. Meine erste Begleitung endete anders als zunächst vermutet, aber dies ist ein schönes Beispiel, dass im Leben alles passieren kann.

*Cindy Glück,
ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit 2024*





...das war die Farb-Reihenfolge, in der die Rummikub-Steine von oben nach unten auf den Tisch gelegt werden mussten, damit während des Spiels auch immer alle den Überblick behalten konnten. Ich war neu in diesem Spiel, wurde von meinen erfahrenen Lehrerinnen aber freundlich und Schritt für Schritt in dessen Regeln und Feinheiten eingeführt. Es dauerte nur ein paar Runden und ich war zwar nicht besonders gut, aber dafür umso mehr begeistert von dieser wunderbaren Rommé-Alternative.

Das war vor knapp zwei Jahren, am 21.07.2024. An diesem warmen Sommertag sah ich Frau T. und ihre Schwägerin bereits zum zweiten Mal. Bei unserer ersten Begegnung eine Woche zuvor besprachen wir, was wir in unserer gemeinsamen Zeit denn am besten anstellen könnten und dabei stellte sich heraus, dass die beiden Damen, die beide bereits in ihren goern waren, es einerseits liebten Rummikub zu spielen und dass sie es zudem großartig fänden, endlich mal wieder gemeinsam im Garten ihres kleinen Häuschens zu sitzen. Letzteres war der Schwägerin von Frau T. nicht mehr möglich, da sie große Probleme beim Laufen hatte und der schmale Pfad hin zur Terrasse die Nutzung eines Rollators nicht zuließ. Frau T. selbst konnte sie nicht stützen, dafür war sie nicht mehr kräftig genug - ich hingegen konnte diese Stütze sein. Kleine Geste, große Wirkung. Und so saßen wir an diesem Nachmittag

unter einem strahlend blauen Himmel im Halbschatten der Bäume, Büsche und Weinranken des Gartens. Die bequemen Auflagen auf unseren Gartenstühlen waren genauso farbenfroh wie die bunten Blumen um uns herum und zwischen uns auf dem Tisch lagen die Farben rot, blau, gelb und schwarz – immer in der gleichen Reihenfolge von oben nach unten und doch immer wieder in neuen Zahlen-Kombinationen, je nachdem wie die Steine in unseren Händen verteilt waren. Wir spielten zwei Stunden und es war das erste Spiel von vielen, die noch folgen sollten. Soweit es uns möglich war, trafen wir uns nun regelmäßig, jeden Mittwoch von 15 - 17 Uhr zum Rummikub. Und sofern es das Wetter erlaubte, begingen wir diese Runde im Garten. Schnell gesellte sich die „Eispause“ in unsere Runde, immer pünktlich zur Halbzeit um 16 Uhr. Diese nutzten wir, um über alles Mögliche zu reden, von den aktuellen Herausforderungen im Leben der beiden Damen bis hin zum weltpolitischen Geschehen. Ob Ameisenplage, neue Hörgeräte, Sturmschaden oder die technischen Herausforderungen von Fernsehgeräten, ich wurde immer über die neusten Verwicklungen im Hause T. auf dem Laufenden gehalten. Dabei fand ich es großartig zu sehen, wie selbstverständlich die beiden Damen ihren Alltag noch immer selbstbestimmt bestritten und wie gut das Netz der helfenden Hände um sie herum ausgebaut war. Als es Herbst und damit kühler wurde, verlegten wir die unsere Runde nach drinnen. Die Eispause blieb dabei bestehen, Eis geht schließlich immer.

Der Winter kam und ging wieder. Leider war uns das Wetter im Sommer 2025 nicht ansatzweise so gewogen wie im Jahr zuvor. Entweder es war zu heiß, zu nass oder zu kalt und natürlich wollten wir keine Erkältung oder Überhitzung riskieren. So behielten wir unsere Runden im Wohnzimmer von Frau T. bei, was dem Spielspaß keinen Abbruch tat. So wie das Wetter, veränderte sich auch der Zustand von Frau T. und ihrer Schwägerin. Mal ging es ihnen gut, dann wieder plagten Luftnot, Schmerzen oder Krankheiten. Aber entgegen allen Widrigkeiten blieb unsere wöchentliche Spielerunde ein fester Bestandteil unserer Routine, auf den wir uns alle Drei immer sehr freuten.

Erneut kam der Winter und Anfang 2026 setzte mich ein gebrochener Knöchel einige Wochen außer Gefecht. Schon in den Monaten zuvor ging es Frau T. nach und nach immer etwas schlechter, aber Anfang März spitzte sich die Situation dramatisch zu. In der

Woche bevor wir unsere gemeinsame Runde wieder aufnehmen wollten, rief mich Dorothea vom Hospizverein an und berichtete mir, dass Frau T. ins Krankenhaus musste. Mittlerweile war sie wieder zu Hause, aber es wäre nur eine Frage der Zeit, bis sie gehen würde.

Ich hatte Glück und durfte Frau T. auch am Ende noch

begleiten. Am Abend der ersten Nachtwache, die ich bei ihr verbrachte, war sie sogar noch so fit, dass wir zusammen mit ihrer Schwägerin zu Abend essen konnten. Bei dieser Gelegenheit gab es auch unsere letzte gemeinsame Eispause.

*Heidi Kremling,
ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit 2021*



„Was hatte ich für ein gutes Leben!“ – Abschied von Frau T.

Am Nachmittag des 05. März, ich war gerade im Begriff, mir einen Feierabend-Kaffee zu machen, klingelte mein Telefon. Am anderen Ende war Angela vom Koordinatoren-Team. Sie fragte mich, ob ich mir vorstellen könnte, eine Begleitung als Sitzwache zu übernehmen. Nachdem ich bejahte, erzählte sie mir von Frau T. und ihrer Situation: Frau T., Baujahr 1928 lebte gemeinsam mit ihrer Schwägerin, die ebenfalls bereits jenseits des 90. Lebensjahrs war, gar nicht weit von mir in einem kleinen Häuschen. Angela sprach liebevoll von den „T.-Sisters“.

Wie sich herausstellte, wurde Frau T. bereits seit längerer Zeit von Heidi, einer weiteren ehrenamtlichen Hospizbegleiterin, die ich erst vor kurzem kennengelernt hatte, betreut. Doch der Gesundheitszustand von Frau T. hatte sich im Verlauf der letzten Tage stark verschlechtert und weder ihre liebe Schwägerin noch Heidi konnten die Betreuung über die Nächte allein stemmen.

Noch am späten Nachmittag desselben Tages ging ich also zu meinem ersten Einsatz als Hospizbegleiterin zum Haus der beiden alten Damen. Ein wenig mulmig war mir dabei schon: was, wenn ich etwas falsch

machte oder ich der Situation doch nicht gewachsen war? Doch diese Gedanken waren unbegründet. Frau T.s Schwägerin, die im Erdgeschoss lebt, begrüßte mich freundlich. Ich stellte mich ihr vor und wir unterhielten uns kurz. Anschließend ging ich nach oben in den Wohnbereich von Frau T., wo ich vorsichtig anklopfte und eintrat, um mich vorzustellen. Durch das Knarzen der Dielen und den Klang meiner Stimme in dem sonst stillen Raum schreckte Frau T. kurz auf, war aber dann sichtlich beruhigt, dass jemand bei ihr war. Ich setzte mich auf einen Stuhl neben ihr Pflegebett und nahm beruhigend Kontakt mit ihr auf, indem ich ihr leise erzählte, wer ich war und dass ich über die Nacht bei ihr sein würde. Als ich meine Hand vorsichtig unter die ihre schob, hielt sie meine Hand fest und schlief zunächst wieder ein.

Über diesen ersten Abend und die Nacht war Frau T. immer wieder wach, sprach auch immer wieder mit mir und stand sogar zwischenzeitlich auf. Hier kam kurz ein Gefühl der Unsicherheit in mir hoch, aber was muss, das muss und ich ging mit ihr los: sie vornweg und ich hinterher, immer so, dass ich sie hätte auffangen können. Was mich in dieser ersten Nacht besonders bewegt hat, war ihre Besorgnis mir gegenüber: Sie

fragte mich immer wieder, ob ich nicht auch schlafen wollen würde und ob ich es mir nicht bequemer machen wolle.

Gegen Morgen klagte Frau T. über starke Schmerzen, weshalb ich den Palliativdienst anrief und ihr die Schmerzen durch Medikamentengabe genommen werden konnten. Nachdem gegen 7:30 Uhr der Pflegedienst kam, habe ich mich erst einmal von Frau T. und ihrer Schwägerin verabschiedet, um private Wege zu erledigen. Gegen Mittag ging ich jedoch erneut zum T.'schen Häuschen und verbrachte den Tag bei Frau T., die mich in ihrem Fernsehsessel sitzend begrüßte. Im Verlauf des Tages hatte sie noch einmal längere wache und klare Phasen, in denen sie sich mit mir unterhalten hat und wir sogar miteinander scherzten. Ein Satz, den sie mehrfach gesagt hat, ist mir besonders in Erinnerung geblieben: „Was hatte ich für ein gutes Leben!“.

Über den Verlauf der nächsten Nächte wurde Frau T. abwechselnd von Heidi, mir und anderen ehrenamtlichen Hospizbegleiterinnen betreut. Ich selbst war noch 3 weitere Nächte zur Sitzwache bei ihr. Jedes Mal, wenn ich wieder zu ihr kam, schien sie mir wieder etwas zarter geworden zu sein.

Meine letzte Sitzwache übernahm ich in der Nacht vom 13. zum 14. März. Sie schlief tief, als ich gegen 19 Uhr

ankam. Ich holte etwas später gemeinsam mit der sehr zugewandten Mitarbeiterin des Pflegedienstes Frau T.s Schwägerin nach oben, da sie ihr Gute Nacht sagen wollte, wie an jedem Abend. Gemeinsam saßen wir eine ganze Weile neben ihrem Bett und unterhielten uns. Ich erfuhr viele schöne Anekdoten über das Leben der beiden Damen – mein Herz geht auf, wenn ich an diese wertvollen Stunden denke.

Am nächsten Morgen kurz nach 5 Uhr, ich saß neben Frau T.s Bett und hielt meine Hand unter der ihren, ist sie von dieser Welt gegangen.

Was mich durch diese Begleitung und über meine Unsicherheiten getragen hat, ist der Gedanke, dass wir ehrenamtlichen Hospizbegleiterinnen da waren, dieser wunderbaren Dame beistehen konnten und dafür Sorge tragen konnten, dass ihr ihre Schmerzen durch die Mitarbeitenden des Palliativdienstes und des Pflegedienstes immer schnell genommen werden konnten.

Regelmäßig schaue ich jetzt bei Frau Ts ' Schwägerin vorbei, einfach auf einen kleinen Schwatz oder um ihr bei kleinen Haushaltsdingen zu helfen. Seit neuestem auch zum Rummikub spielen, gemeinsam mit Heidi. Als es Frau T. noch besser ging, war das eine regelmäßige Beschäftigung von ihr, ihrer Schwägerin und Heidi.

*Annett Trenkel,
ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit November 2025*





Die Verkettung glücklicher Umstände führte dazu, dass unser Hospiz Verein Leipzig e.V. zum Auftakt des Jahres zu einer besonderen Filmveranstaltung einladen konnte. Eine Freundin hatte mir von einem beeindruckenden Film über das Sterben berichtet. Sie kannte den Regisseur und Drehbuchautor, Benjamin Kramme, und vermittelte mir seinen Kontakt. Schnell fand ich heraus, dass der Film im Regina Palast Leipzig läuft. Kurzentschlossen kümmerte mich um die Abstimmung zwischen Kino, Regisseur, Filmverleih und dem Hospiz Verein und bot die Moderation der Veranstaltung an. So konnten wir kurzfristig ein Filmgespräch auf die Beine stellen.

Benjamin Kramme ist nicht nur Schauspieler und Regisseur. Er hat selbst als Pfleger in Hospizen gearbeitet und ist noch immer für den Sozialdienst des Hospiz Schloss Bernstorf tätig. Vor diesem Erfahrungshintergrund entstand der Film über Nadine, einer jungen Frau mit Krebs im Endstadium, deren wichtigster Mensch im Leben ihr sechsjähriger Sohn Dexter ist.

Schon der Titel „Ich sterbe. Kommst Du?“ macht keinen Hehl daraus, dass in diesem Film nicht drumherum geredet wird. Wie der Regisseur selbst sagt, erzählt sein mittlerweile mehrfach preisgekröntes Spielfilmdebüt, „von den Herausforderungen letzter Lebensstage, ... von Abschiedsschmerz und Reiseieber, körperlichem Verfall und unerfüllten Sehnsüchten, der Angst vor dem Tod und der Liebe zu den Kleinigkeiten des Lebens, von Freundschaften auf den letzten Metern, dem Humor, den das Leben bis zum Schluss behält und der Erkenntnis, wie unfertig es oft zu Ende geht.“ (Zitat: barnsteiner-film.de/sterbe-kommst/)

Ungeschminkt, aber höchst sensibel und niemals voyeuristisch lässt der Film „Ich sterbe. Kommst Du?“ die Zuschauer an den letzten Wochen des Lebens von Nadine teilhaben. Neben der authentischen Atmosphäre am Originaldrehort Hospiz und dem klugen Drehbuch sind ganz besonders die schauspielerischen Leistungen hervorzuheben.



Benjamin Kramme war es eine Herzensangelegenheit, für ein Filmgespräch nach Leipzig zu kommen. Und das sichtlich berührte Publikum nahm dieses Angebot gern an. Die Fragen und Anmerkungen waren so vielschichtig wie der Film selbst. Alle wurden mit großem Sachverstand vom Regisseur und Drehbuchautor beantwortet. Dabei ging es unter anderem um die Wut der Protagonistin im Film, um Alltagsabläufe und Filmarbeit im Hospiz aber auch um die Bedeutung von Nähe und Menschlichkeit bis zum letzten Moment unseres Lebens. Viele Zuschauer waren von der Figur des kleinen Dexter besonders beeindruckt. Der Film zeigt die Hilflosigkeit und fehlende Kommunikation zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Zugleich macht er die Ängste und Gefühle sowohl des kleinen Jungen als auch seiner Mutter Nadine sichtbar. Sie schaffen es nicht mehr, sich nochmals zu begegnen. Und dennoch finden beide eigene Wege, damit umzugehen und sich ihrer Verbundenheit über den Tod hinaus zu versichern. Ein Aspekt des Sterbens in Familienkonstellationen, dem viel zu selten Aufmerksamkeit geschenkt wird.



Der Abend fand in lockeren Gesprächen im Kinofoyer seinen Ausklang. Die positiven Rückmeldungen zeigen, wie groß das Interesse und der Bedarf an solchen Veranstaltungsformaten ist. Vielen Dank allen, die am Gelingen des Abends beteiligt waren.

Ulrike Jurrack
ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit 2022

Wir danken dem Barnsteiner-Film-Verleih für die freundliche Druckgenehmigung der Fotos.



Mitte August erreichte mich eine Anfrage von der Koordinatorin Kerstin de Schultz, ob ich die Betreuung des Ehepaares H. übernehmen würde. Herr H. war seit dem Frühjahr schwer an einem B-Zell-Lymphom mit Hirnmetastase erkrankt. Trotz verschiedener Therapieversuche hatte sich sein Gesundheitszustand verschlechtert, sodass nur noch eine palliative Begleitung möglich war. Seine Frau pflegte ihn seither mit großer Hingabe in ihrem gemeinsamen Zuhause.

Seit vielen Jahren ist Frau H. leidenschaftliche Chorsängerin im Leipziger Lehrerchor. Doch seit der Erkrankung ihres Mannes konnte sie nicht mehr an den Proben teilnehmen, zu groß war die Sorge, ihn so lange allein zu lassen.

Über den Hospizverein war schnell die Idee geboren, sie durch ehrenamtliche Unterstützung zu entlasten, damit sie wieder zum Chor gehen konnte. Da ich selbst gerne singe und weiß, wie viel Trost, Kraft und Gemeinschaft Musik gerade in schweren Zeiten schenken kann, habe ich ohne Zögern zugesagt.

Noch am selben Tag nahm ich Kontakt zu Frau H. auf und wir verabredeten uns für den folgenden Sonntag zu einem ersten Kennenlernen. Ich wurde von beiden herzlich empfangen. Bei Kaffee und Kuchen wurde angeregt geplaudert, wir entdeckten Gemeinsamkeiten und wurden miteinander vertraut. Am Ende sagte Herr H. mit einem Augenzwinkern zu seiner Frau, sie könne ruhig zum Chor gehen – WIR würden das schon schaffen.

Zwei Tage später stand ich wieder vor der Tür, gespannt auf unseren ersten gemeinsamen Abend. Frau H. war aufgeregt und voller Vorfreude auf das Wiedersehen mit ihren Chorfreundinnen. Nach einer kurzen Übergabe machte sie sich auf den Weg.

Herr H. lag bereits im Bett, müde vom Tag und von seiner Abendmedikation. Ich setzte mich zu ihm, erzählte



ein wenig von meinem Tag und ließ so eine ruhige, vertraute Atmosphäre entstehen. Nachdem er eingeschlafen war, zog ich mich ins Wohnzimmer zurück, las in meinem Buch und schaute immer wieder nach ihm.

Gelegentlich wurde er wach, setzte sich an den Bett- rand, lächelte mich an und freute sich über die Gesellschaft. Leise fragte er, wann seine Frau wiederkommen würde. Nachdem ich es ihm erklärt hatte, sagte er freundlich: „Ich lege mich noch einmal hin, wenn es dich nicht stört.“

Als Frau H. später von der Probe zurückkehrte, war sie ganz erfüllt von der Musik und den Begegnungen. Sie erzählte von neuen Liedern und warmen Gesprächen. Ich berichtete ihr von dem ruhigen Abend mit ihrem Mann, und wir verabschiedeten uns bis zum nächsten Dienstag.

Die folgenden Wochen verliefen in einer entspannten, harmonischen Routine. Durch seine fortschreitende Demenz konnte ich mit Herrn H. nur noch kurze Gespräche führen. Oft erzählte ich ihm von meinem Alltag. Ich denke, er hätte noch viel zu sagen gehabt. Aber die Worte fanden ihren Weg nicht mehr nach außen.

Ende September feierte Herr H. im Kreis seiner Familie seinen 75. Geburtstag, ein Moment der Freude und Nähe. Selbst seine Schwester aus Norddeutschland war angereist. In den darauffolgenden Wochen verschlechterte sich sein Zustand zunehmend.

Mitte Oktober zog Herr H. in das Hospiz Villa Auguste. Dort besuchte ich ihn ein letztes Mal. Während er die meiste Zeit schlief, saß ich mit seiner Frau am Fenster. Bei einer Tasse Kaffee sprachen wir über die vergangenen Wochen und genossen den stillen Ausblick. Es war ein ruhiger Moment zwischen Abschied und Erinnerung. Wenige Tage später verstarb Herr H.

Anfang Dezember nahm ich an seiner Beisetzung teil. In der Predigt erzählte der Pfarrer aus seinem bewegten Leben. Erst im Nachhinein konnte ich erahnen, wie reich und vielschichtig sein Weg gewesen war. Wie gerne hätte ich all das von ihm selbst gehört, es wären sicherlich bereichernde Gespräche gewesen.

Schon bei meiner Ankunft auf dem Friedhof fiel mir eine Katze auf, die in der Wintersonne auf einem Grabstein saß und aufmerksam den Efeu unter sich betrachtete. Als wir uns am Grab von Herrn H. versammelten, gesellte sie sich ganz selbstverständlich dazu. Sie strich um unsere Beine, ließ sich streicheln und verweilte ruhig bei uns.

Von seiner Familie erfuhr ich, dass Herr H. Katzen sehr geliebt hatte. In diesem Moment fühlte es sich an, als hätte sich etwas von ihm noch einmal gezeigt - ganz still, sanft und nah.

Daniela Kristin Vollhardt,
Ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit 2024

Leipziger Stadtradeln

**Der Hospiz Verein macht beim Leipziger STADTRADELN
vom 28.08. bis 17.09.2026 mit – kommen Sie in unser Team!**

Gemeinsam unterstützen wir damit den Klimaschutz und stärken Gemeinschaft.

So geht's: Die Stadtradeln-App herunterladen, anmelden und dort dem Team Hospiz Verein beitreten. Das kann jeder, der sich mit uns verbunden fühlt (auch wenn Sie ganz weit weg wohnen). Oder sich bei uns melden unter verwaltung@hospizverein-leipzig.de.

Jeder geradelte Kilometer zählt, zusammen sind wir viele.

Wir freuen uns auf viele erradelte Kilometer, schwingen Sie sich mit uns auf!



Als Opa im Sterben lag, sagten die Hospizpflegerinnen, sein Tod werde schmerzlos sein. Irrigerweise nahm ich an, das bedeute, dass sein Tod schnell vonstattengehen würde. Sie sagten uns, seine Fähigkeit zu hören werde am längsten erhalten bleiben, also verwandelten wir das Zimmer im Krankenhaus in eine Konzertarena mit Stars aus aller Welt.

Das Leben hat für mich nie einen Sinn ergeben, bis ich meinen 92-jährigen Opa als mein Kind sah; als würde eine Nabelschnur durch die Generationen hindurchreichen und uns zu einem unordentlichen Knoten verschlingen. Ich hielt seine Hand und flüsterte in sein Ohr: „Es ist in Ordnung zu gehen, du brauchst keine Angst zu haben.“ Ich hätte nicht sagen können, ob ich mit ihm sprach oder mit mir selbst. In den letzten Monaten seines Lebens lebte ich in Klammern. Dinge, die ich sagte, und Dinge, die ich fühlte. Als er zu mir sagte, er wolle sterben, sagte ich „okay“ - dann ging ich in ein Nebenzimmer und weinte. Wenn die Demenz kam wie ein rückwärts abgespielter Sonnenuntergang sagte ich ihm, dass alles besser werde. Ich habe noch nie einen überzeugenderen Grund gefunden zu lügen, als wenn er neben seinen Büchern schlief, weil er sie nicht mehr lesen konnte. Manchmal ist die Wahrheit eine Medizin mit zu vielen Nebenwirkungen, sodass wir die Menschen, die wir lieben, anlügen. Wir wiegen sie sanft in diesen kleinen Meineiden - wie die Lampen, die Sterne an die Decke strahlen und sagen: „Ja, diese Sterne sind echt. Diese Galaxie, sie gehört dir. Ich werde das Universum für dich formen. Alles, was du willst, gehört dir.“

Kurz nachdem ich geboren wurde, pinkelte ich meinen Opa an, als sei ich ein Rasensprenger. Er lachte und lächelte mit so viel Fröhlichkeit, weil ich am Leben war und wenn er mich ansah, fühlte er sie auch – diese Lebendigkeit. Als Kind wollte ich ganz unbedingt wie er werden. Ich trug seine Cordjacken, studierte seine Gesten, imitierte seine Pausen zwischen Sätzen, die Tintentropfen, die er auf dem Tisch hinterließ, jedes Paar seiner Brillen, seine Art, die Hemden zu knöpfen, seine Art, zu rülpsen – wie grob und grandios er rülpste, seine Art, jeden Buchstaben auf der Tastatur einzeln zu drücken – als ob auf das S zu drücken irgendwo eine Bombe auslösen könnte. Seine Art, nervös zu werden, sechs oder sieben Stunden, bevor ein Familienmitglied in ein Flugzeug stieg, seine Art, zu kichern. Selbst seine Art zu fluchen fühlte sich an wie von der großen Leinwand, als hätte mein Opa Wut erst erfunden. Liebe bedeutet, jedes Detail an jemandem wahrzunehmen. Eine intensive Sensibilität für die Lebendigkeit all

der Dinge zu entwickeln, die diese Person berührt. Und genau deshalb ist es so tödlich, denn wenn die Person verschwindet, verpasst du plötzlich all diese Dinge.

An dem Tag, an dem er starb, ging ich spazieren, eskortiert vom rauen Brooklyn Wind. Meine Tränen gefroren auf meinem Gesicht, also lachte ich und dann schluchzte ich in einer Yogaposition, die sich seltsam andächtig anfühlte, als würde ich gerade Gott entdecken, dort auf den Küchenfliesen. Neben ausgefallenen Haaren und heruntergefallenen rohen Nudeln ich, dieses chaotische Miteinander von Organen, die so wackerversuchen, mich zu beschützen, aber diesmal versagten. Ich weinte in der Dusche, so wie sie es in Filmen tun. Ich verschwendete so viel Wasser, dass mein Körper verschrumpelte.

Es gibt Dinge, die wir tun müssen, um das Seltsame gewohnt zu machen, wenn das Gewohnte so verdammt seltsam wird. Sterben und Bett, Krankenhaus und Hemd – diese Wörter brauchen Aufsichtspersonen, um sie auf Abstand zu halten, und doch sind wir alle zusammen in diesem Krankenzimmer, und sein Körper ist angeschwollen wie eine groteske Melone. Ich war wütend, weil niemand mir je gesagt hatte, dass so ein friedlicher Tod aussieht. Weil mir niemand gesagt hatte, dass „sterben“ das längste Verb ist. Dass es ein Material ist, das sich dehnt und dehnt, bis es zurückschnappt und dir ins Gesicht schlägt wie ein



Alok Vaid-Menon, Quelle: Wikipedia.org

schiefgegangener Jojo-Trick. Ich war wütend auf jede einzelne Geschichte und jedes Gedicht und jedes Lied, wie dieses hier, das das Wort „sterben“ so leichtfertig benutzt, als wäre zu sterben etwas, das einfach und unmittelbar passiert. Nicht etwas, das sich entfaltet, schwärt; das sich zufällig selbst ins Fleisch schneidet beim Rasieren; das im Bad hinfällt; das den Weg zur Notaufnahme und zurück kennt; das liebkost; das dich mit einer Art Unschuld anschaut, die dich alles vergeben lässt; das seinen Namen vergisst; das das Jahr vergisst; das dich anruft und sagt, du sollst ihn zurückbringen, nach Indien, und du lügst und sagst: „Na klar, morgen.“

Er brauchte sechs Tage, um zu sterben: Kein Essen, kein Wasser, nur das in seine Adern tropfende Morphium; er eine zarte Wimper, zusammengehalten von Schläuchen. Die Pflegerinnen von der Hospizstation sagten, wenn jemand so lange braucht, um zu sterben, dann liege das daran, dass etwas in dieser Person nicht loslassen wolle. Auch dafür hatten sie ein Medikament. Etwas, das die existenzielle Angst besänftigt. Mein Opa, ein Flüchtling, sprach viele Sprachen, darunter Hunger. Schon in jungen Jahren verwandelte er einen großen Teil seines Herzens in einen Friedhof, auf dem er all die Menschen begrub, die er mit eigenen Augen sterben sah. Wenn du genau genug hinschaust, konntest du in seinen Augen die Bewohner sehen, die seit Jahren dort Unterschlupf fanden. Diese Erinnerungen hielten ihn nachts wach, wenn er auf und ab durch den Korridor wanderte; seine Füße waren so an das Laufen gewöhnt. Trauma – Trauma bedeutet, dass die Lebenden viele Tode sterben. Ergibt das Sinn? Natürlich nicht, nichts ergibt einen Sinn. Es ergab auch keinen Sinn, dass er mir einen Tag sagte, er sei bereit, zu gehen, und am nächsten Tag hielt er mein Gesicht in seinen Händen und schrie; „Alok, ich sterbe!“ und ich, der Lügner, der ihn liebte, sagte: „Nein, du stirbst nicht.“ Stattdessen sagte ich ihm, er solle sein Mittagessen aufessen und er tat es, einfach so.

Bei seiner Beerdigung erkannte ich ihn kaum wieder. Ich denke, weil ich ihn nie zuvor wirklich entspannt gesehen habe. Nicht mehr verhärtet von der schweren Arbeit, am Leben zu sein. Es war eine Stille an ihm, die ich nie für möglich gehalten hätte. Dieser Mann war die Verkörperung des Wortes „zappelig“. In den letzten Monaten seines Lebens las ich ihm Geschichten vor, bevor er einschlief. Er nickte immer weg, also hielt ich inne und dann, wie von einem inneren Uhrwerk angetrieben, wachte er jedes Mal auf und befahl mir, weiterzulesen und ich tat es. Manchmal übersprang ich ganze Seiten, nur um zu sehen, ob er es bemerkte – er tat es nicht. Einmal fing ich an zu weinen während des Lesens und konnte nicht aufhören, weil ich an sein Sterben dachte. Nein, ich war selbstsüchtig, ich dachte daran, dass ich ihn verlieren würde. Dass ich eine verwaiste Metapher werden würde, ohne Bezugspunkt. Ein blauer Punkt, pulsierend in der Mitte einer grauen Weite. Aber ich las weiter und die Wörter wurden ununterscheidbar wie ein zerdrückter Käfer. Meine Tränen löcherten die Seiten, als sei der Sinn des Vorlesens nun einmal, zu weinen. Mein Opa hörte weiter zu und ich stelle mir gerne vor, dass es dabei weniger um die Worte ging und mehr darum, dass ich derjenige war, der sie vorlas. Und so wurde ich am Ende seines Lebens das, was er für mich war – wahrhaftiger als jede Fiktion. Eine Hand, die man im Dunkeln halten kann. Der letzte Klang am Ende eines langen, langen Tages, vor der Ruhe.

Dieses ist ein Auszug aus: ALOK (Alok Vaid-Menon): Biology! (Stand-Up-Comedy Programm, USA 2025), der sich mit dem Sterben und Tod seines Großvaters beschäftigt. Ich habe ihn übersetzt und auch die Genehmigung bekommen, ihn zu veröffentlichen (erteilt am 22.2.2025). Sie finden das Programm auch auf Youtube.

Claudia Flach

„Man kann auf Instagram und Co. ja ganz hervorragend Zeit vertrödeln (und sich währenddessen die Aufmerksamkeitsspanne einer Eintagsfliege antrainieren). Manchmal stolpert man aber auch über richtige Perlen, und ein Ausschnitt aus Alocs Bühnenprogramm „Biology!“ war die Art Video, die mich innehalten ließ.

Alok spricht so klar, eindringlich, lustig, nachdenklich, traurig und in ganz eigenen, manchmal schmerzhaften, oft präzisen und zugleich träumerischen Worten darüber, auf der Palliativstation an der Seite des sterbenden Opas zu sein, dass ich mir sofort auf Youtube das volle Bühnenprogramm anschaute. (Und an vielen Stellen herzlich gelacht habe - es geht hauptsächlich um Politik und Gesellschaft.)

Fast 1,5 Jahre ist es jetzt her, dass ich Alocs Management damals per E-Mail anfragte, ob wir im Magazin des Hospizvereins Leipzig meine Übersetzung abdrucken dürfen. Die Erlaubnis kam sofort, und ich hoffe, Alocs Wort berühren euch ebenso wie mich.“

Claudia Flach, ehrenamtliche Hospizbegleiterin seit 2022



Termine 2026

8. September und 10. November
15 bis 17 Uhr
„CAFE HELGA“
im Hospiz Verein

Wir laden Sie ein, bei einer Tasse Kaffee mit uns ins Gespräch zu kommen.

Sie haben die Gelegenheit, das Angebot des ambulanten Hospizdienstes kennenzulernen. Wir informieren zu Vollmachten, Patientenverfügung und zu Möglichkeiten palliativer Versorgung.

12. September 2026
DANKESCHÖNTAG
für die Ehrenamtlichen

16. September 2026
Palliativfachtag
im Kloster Nimbschen

08. Oktober 2026, 19 Uhr
„Was bedeutet „Gute“ Medizin am Lebensende?“
Oberlichtsaal der Stadtbibliothek

„Demographischer Wandel: Folgen und Herausforderungen“ *Ute Hartenstein, Ärztin*

„Wer ist für ein gutes Lebensende verantwortlich?“
Heiner Melching, Sozialpädagoge, Geschäftsführung DGP Deutschland

„Medizinische Aspekte vom tun und lassen“
Dr. Barbara Schubert, Ärztin
mit musikalischer Umrahmung

Tag der Offenen Tür
10. Oktober 10-13 Uhr
in der Villa Auguste

26. November 2026, um 19 Uhr
Offener Abend im Hospiz Verein

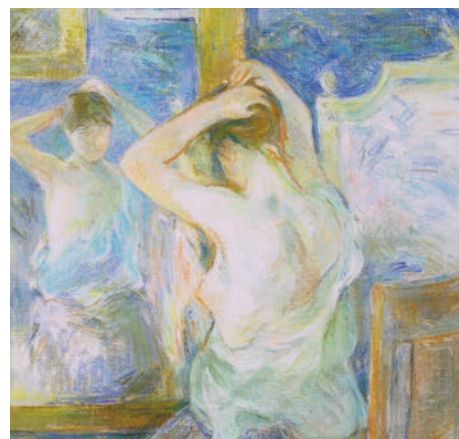
Berthe Morisot (1841-1895) - Meisterin des expressiv-impressionistischen Zickzackverlaufs

mit Marianne Risch-Stolz, Kunsthistorikerin und Ingeborg Wolff, Schauspielerinnen

In Paris hatte Berthe Morisot einen Salon geführt, der von großen Teilen der avantgardistischen Maler frequentiert wurde. Als Schülerin und Schwägerin von Eduard Manet ist ihre Rolle als Modell Manets, der einige der interessantesten Porträts des 19. Jahrhunderts von ihr gemalt hat, Legende. Das Gesamtwerk der Künstlerin konzentriert sich thematisch auf Landschaften sowie intime Porträts von Personen ihrer engsten Umgebung, was u.a. auf ihren Status als großbürgerliche Frau zurückzuführen ist. Berthe Morisot war die erste Frau in der Gruppe der Impressionisten, die sie als gleichberechtigte Künstlerin anerkannten und stets zu ihren Ausstellungen einluden. Sie pflegte einen selbständigen Stil, geprägt von lichthaltigen Farben, einer starken Betonung graphischer Mittel und einer beeindruckenden Freiheit der Pinselführung.



Junge Frau in Grau (1879), Privatsammlung



Vor dem Spiegel (1891), Privatsammlung



Unsere Termine sind geplant, jedoch ohne Gewähr. Aktuelle Informationen erhalten Sie auf unserer Homepage (www.hospizverein-leipzig.de), gern auch telefonisch, wenn Sie uns anrufen.

UNSEREN KOLLEGINNEN UND KOLLEGEN aus allen stationären und ambulanten Hospiz- und Palliativteams für die unkomplizierte und zugewandte Zusammenarbeit

DER KANZLEI Stapper, Jacobi, Schädlich, die den Versand unseres Rundbriefes übernimmt. Herzlichen Dank!

ALLEN SPENDERN, MITGLIEDERN UND EHRENTLICHEN

FÜR ZAHLREICHE SPENDEN aus Anlass von Geburtstagen und Trauerfeiern danken wir sehr herzlich.

IM JUNI trafen wir uns zur Mitgliederversammlung in der Krankenhausgesellschaft Sachsen. Wir danken den MitarbeiterInnen für das ausgesprochen herzliche Willkommen.

HEIDI KREMLING ermöglicht die schöne Gestaltung und Ordnung unseres Rundbriefes. Was täten wir ohne sie und ihre fröhliche und zupackende Arbeit?! Von Herzen Danke.



UNSERE AUTORINNEN UND FOTOGRAFINNEN machen unseren Rundbrief bunt – herzlichen Dank.

BEI BREUNINGER in Leipzig stand seit Juni 2024 ein Sparbärchen für den Hospiz Verein. Das Bärchen hat in dieser Zeit zahlreiche Münzen aufgenommen und von vielen Menschen wurden wir beachtet. Dafür danken wir allen Spenderinnen und Spendern herzlich!



KONTAKT & IMPRESSUM

Hospiz Verein Leipzig e.V.

Kommandant-Prendel-Allee 97
04299 Leipzig

Telefon: 0341 - 463 719 42 oder 0341 - 332 047 23
E-Mail: verwaltung@hospizverein-leipzig.de
Webseite: www.hospizverein-leipzig.de

Redaktion: Dorothea Schwennicke, Gundel Bercker
Fotos: Gundel Bercker, Rosa Buhl, Anke Reyhe,
Dr. Elke Hagen, Friedrich München
und die Autoren
Gestaltung: Heidi Kremling

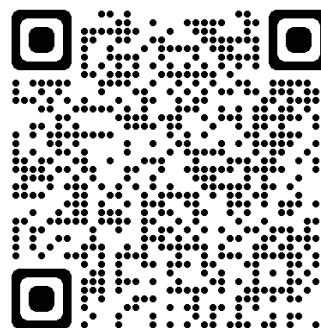
Sie finden uns auch bei Instagram @Hospizvereinleipzig. Friedrich München pflegt die Seite und freut sich auf Kommentare, gerne auch Bilder und Anregungen. Herzlichen Dank.

Schnell und einfach den Überblick behalten ?

Es lohnt sich immer ein Blick auf unsere Homepage. Oder rufen Sie uns an. Vielen Dank.

Unsere Homepage:
www.hospizverein-leipzig.de

Der Weg zu unserer Webseite



QR-Code scannen oder
www.hospizverein-leipzig.de

Ihre Spenden kommen an!

Hospiz Verein Leipzig e.V.
Bank für Sozialwirtschaft

IBAN: DE76 3702 0500 0003 5575 00

BIC: BFSWDE33XXX

Bitte vermerken Sie Ihre Anschrift, wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen.

Wir sagen: Vielen lieben Dank.

MIT LEIB UND SEELE – DER HOSPIZ VEREIN

Wir beraten schwerkranke und sterbende Menschen und deren Angehörige.

Wir vermitteln dafür ausgebildete Ehrenamtliche für die Begleitung in dieser Lebensphase.

Wir bieten Trauerbegleitung für Erwachsene, Kinder und Jugendliche.

Wir informieren zu Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht.

Wir gestalten Unterricht für Schüler, Lehrer und Erzieher sowie Fortbildungen für Pflegefachkräfte zum Thema „Sterben, Tod und Trauer“.

Mit unserem „Café Helga“ ermöglichen wir Begegnung und Information.

Mit „Offenen Abenden“ und dem „Gartenhausgespräch“ zu aktuellen Themen und anderen öffentlichen Veranstaltungen wollen wir dazu beitragen, Ängste abzubauen und eine bewusste Sterbekultur zu fördern

